

HAMMER Flugschriften für neue Kurzprosa

+ VEILCHEN

Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel · Ausgabe 14 · 2017

Mit Beiträgen von Wolfgang Denkelt · Katharina Körting · SAID · Miguel Peromingo · Friedrich Bastian ·
Orla Wolf · Torsten Schäfer · Hermann Duros · Ronald Glomb

WOLFGANG DENKEL DURCHSTREICHEN ODER WIE DIE WÜSTE AL-KHALI ENTSTAND

Vorbemerkung: Alle bisherigen vom Autor zum selben Thema verfaßten Texte gelten ab sofort als durchgestrichen. Vorläufig gültig ist ausschließlich der nun folgende, neueste.

Im 13. Jahrhundert lebte in Mesopotamien ein Dichter, der beinahe alles durchstrich, was er schrieb. Hin und wieder versuchte ein Neugieriger, ihm eine Zeile oder ein ganzes Blatt zu entwenden, bevor das mühsam Errungene der Vernichtung anheimfiel. Doch das meiste war bereits am Tag seiner Entstehung schon wieder verschwunden. Nicht selten sogar verbrannt oder aufgegessen. Denn der Dichter verkaufte zuweilen seine Notate; ob nun in geheimer Hoffnung, durch Verstoffwechslung eine Veränderung zum Guten, zur Vollendung hin zu erreichen, oder aber, um seinen Schöpfungen endgültig die Gestalt eines Exkremments zu verleihen – niemand wußte es zu sagen.

Nachdem er sieben mal sieben Jahre sein Geschriebenes durchgestrichen hatte, begann der Dichter (er hieß Ibn Ben Mosahim) seine Tätigkeit zu ändern.

Nicht, daß er aufhörte, zurückzunehmen und zu vernichten – das tat er weiterhin und mit Leidenschaft –, doch er strich nun keine Buchstaben, Wörter und Zeilen mehr durch, sondern stattdessen Kochgeschirr, Zäune oder im Weg stehende Hunde. Mitunter aber auch die Nase oder die Unterlippe in einem Gesicht, was für die Betroffenen keine Freude war.

Gern, nur zu gern strich er Ellbogen durch, so daß viele Unterarme in der Luft zu schweben schienen, leider aber völlig kraftlos wurden.

So ging es eine Weile, und man versuchte, sich zu gewöhnen; doch immer, wenn es gerade gelang, fiel etwas Nächstes, Neues dem Dichter zum Opfer.

Allmählich schien nichts mehr vor ihm sicher. Er strich durch, was nicht niet- und nagelfest war. Und was niet- und nagelfest war, strich er ebenfalls durch: Bäume, Häuser und ein Gebirge, das legendäre Ninive, von dem heute nur noch in heiligen Texten eine Beschreibung vorhanden ist, die eine Ahnung damaliger Schönheit vermittelt. Ein silberheller Wasserlauf soll von hoch oben über viele, zum Teil weit auseinanderliegende Stufen herabgeflossen sein, manches Grün an seinen Rändern und gewissermaßen im Vorübergehen nährend. Es gibt Mythen auf mehreren Kontinenten, die jenen Ort als das eigentliche Paradies betrachten. Der Augenblick

seines Verschwindens wird von den Aporinas-Indianern bis in unsere Zeit als der ›Tag des alles umarmenden Schweigens‹ begangen, einmal jährlich und im Sinne einer Ermahnung.

Unerbittlich und ohne Unterlaß strich der wirr gewordene Dichter durch, in großem Stil, mit leichter, geschmeidiger und immer geübterer Hand. Ganze Städte und Landstriche fielen seiner Leidenschaft zum Opfer.

Schließlich – so bezeugt es die Überlieferung – entstand in nur wenigen Jahren die noch heute von weither Gereisten bestaute Al-Khali-Wüste.

Doch kaum jemand der Staunenden (oder auch bloß Gaffenden) weiß, daß sie das Werk eines Dichters ist.



KATHARINA KÖRTING MARGRET & FRITZ

Ihr erster Fisch hieß Fritz. Sie war 23. Das war damals so, erklärt sie meinen hochgezogenen Augenbrauen. Da war meine Mutter noch nicht meine Mutter, sondern Studentin der Medizin. Für diese Geschichte nenne ich sie Margret.

Umwerfend war sie, ein umwerfendes Mädchen, blond, groß, gewitzt, etwas schüchtern vielleicht, aber das fiel nicht weiter auf, so laut ging ihr Lachen darüber hinweg. Margret hatte in Freiburg das Physikum abgeschlossen und wechselte nach Innsbruck. Fritz zog mit. Vielleicht war es auch umgekehrt, und es war Margret, die mit Fritz ging. Jedenfalls war Winter, und in Innsbruck konnte man gut Ski fahren.

Einen weiteren Grund nennt meine Mutter nicht.

Margret liebte den Schnee und die roten Wangen und die Herausforderung und das Gleiten nach unten und das Stocken des Herzens und das Glitzern im Eis. In Freiburg gab es nichts mehr zu erleben, erzählt meine Mutter, das kannst du so schreiben. Und ich höre, denn die Buchstaben gehören mir. Margret liebte den Kitzel und haßte die Vorhersehbarkeit ihres kleinstädtischen Elternhauses. Sie wußte, wogegen sie zu leben hatte. Meine Mutter weiß es noch immer, und da schiebt sich so viel Heute vor ihre Geschichte, daß sie im Gegenlicht zu verschwinden droht. Geblendet angle ich nach Margret, will sie kennenlernen – jetzt, wo das Licht nachläßt, der Himmel meiner Mutter tiefer liegt, will ich durch die feuchte Kälte nach ihr greifen, geködert von einem goldenen Ring. Ich muß

dafür den Schneeregen außer acht lassen, der uns umfängt, meine Mutter und mich, in dem man friert und sich aneinander wärmt und die hellen Tage als Glück begreifen lernt. Margret fror nicht leicht, denn sie ging in der Sonne, scharte Studenten um sich, und einer davon, der Schönste, war Fritz, ein Ruderer, dunkelhaarig, mit dreieckig breitem Rücken, braunen Augen, reizenden Wimpern und einer tiefen Stimme, die verstörend männlich klang und warm wie eine Erinnerung an etwas, das in der Zukunft lag.

In Wirklichkeit kann ich das gar nicht wissen, denn seine Stimme habe ich nie gehört, seine Augen nie gesehen und kenne auch kein Foto. Aber so stelle ich ihn vor mich hin, und so wird er wahr, und so wird es wirklich gewesen sein, wie jede Geschichte, die meine Mutter erzählt. So hat er ausgesehen, genau so, und ich weiß auch, daß ich die Falte in seiner Nase, die ich mir an ihm denke, nicht gemocht hätte, gab sie ihm doch einen Anflug von Verschlagenheit. Seine Ohren hätte ich zu klein gefunden, mich vor seinem Geiz in acht genommen – die Ohrfläppchen waren ihm am Kopf angewachsen, und man weiß ja, was das bedeutet. Die Ohren meiner Mutter sind dagegen mächtig und breit wie ihre Hände, die sie vom Vater erbte; ihre Ohrfläppchen pendeln weich und frei, fern vom Hals, fern vom Geiz.

Margret war ein großzügiger Mensch, der sich von ihren kleinlichen bürgerlichen Verlegenheiten behindert fühlte wie von allem Zwang, der wie sie aus Münster stammte, wo sie jeden Sonntag zur Beichte zu gehen hatte. Die Kleinstadt lag ihr wie Gift im Blut und trieb sie an. Ihre Moral bestand darin, es anders zu machen. Margret wollte auffallen und sich Scherereien einhandeln und spüren, wie das zusammenging: Margret und das Leben.

Fritz kam aus Dortmund – auch das mag ein Grund gewesen sein, ihn vorzuziehen, denn ich stelle mir vor, daß sie die Wahl hatte. Margret konnte jeden haben. Sie bildeten ein hübsches Paar, die schöne Margret und der schöne Fritz. Unter seinem dunklen Blick leuchtete sie. Münster schien weit weg.

Zum Malheur kam es bald nach Semesterbeginn in Innsbruck. Sie waren Studenten, sie verbrachten Wochenenden auf Skihütten, sie hatten Spaß, das war damals so, erzählt meine Mutter. Aus dem Malheur sollte jedoch kein Schicksal werden – Margret hielt nicht viel von Schicksal.

Das schreibe ich so hin, ohne eine Vorstellung, wie es für sie *wirklich* war. Ich bin eine andere Frau aus einer anderen Zeit, ohne Beichte, ohne katholische Kirche, gefüttert mit einer anderen Schuld als die kleine Margret, die ihre Bonbons zur Fastenzeit ins große Glas steckte bis Ostern wurde, das war damals so. Jene gehorsame Margret, die ein schlechtes Gewissen hat, wenn sie in der Fastenzeit Süßes nascht, kenne ich nicht. Die Frau, die ich kenne, mag keine Süßigkeiten. Meine Mutter hat immer getan, was sie für richtig hielt, und sich dabei einen Teufel um Gott geschert.

Ich stelle mir vor, daß es ein Junge war, den sie wegmachen ließ. Dafür mußte Margret in eine andere Stadt fahren, und Fritz durfte nichts wissen, niemand durfte das. Sie entschied sich für die Vernunft oder gegen das Kind, jedenfalls für sich und ihr Studium. Es wäre albern, das weiß ich, es ihr übelzunehmen, auch wenn mir der große Bruder immer fehlte. Bei so einer Entscheidung verlöre eine Frau selbst unter geringerem Druck den Überblick. Und weil diese Geschichte nicht von Schicksal erzählt, sondern von Entscheidungen, löschte Margret die Chance auf meinen großen Bruder aus. Ihre nächste Schwangerschaft ergab dann mich.

Es ist eine merkwürdige Sache mit solchen Fehlstellen, aber meine Mutter macht kein großes Gewese darum. *Was weg ist, ist weg.* Sie schildert es als eine Etappe auf dem Weg zu der Frau, die sie aus

sich gemacht hat, und das Ungesagte legt sich um die Fehlstelle herum, setzt sich da fest wie Eisenspäne, magnetisch angezogen von jenem schwarzen kleinen Loch einer Entscheidung, so daß es nichts hilft, wenn ich an Margrets Stelle behaupte: Was weg ist, ist weg. Das Loch saugt die Eisenspäne nicht ein, sondern läßt sie ein Muster bilden, das um Aufmerksamkeit heischt wie die junge Margret, die ich nicht sehen kann, die sich in der Vergangenheit einer fortwirkenden Entscheidung versteckt, ein ewiges Rätsel. Meine Mutter möchte, daß ich sie entziffere. Schreib, daß es meine Entscheidung war, sagt sie, doch alles, was ich für sie tun kann, ist, ein anderes Muster um andere Fehlstellen zu legen, denn das Puzzle hört nie auf. Die Späne rund um das Loch, das meinen großen Bruder aufsaugte und ihn für immer und ewig verschwinden ließ, sind winzig und bleiben, für immer und ewig.

Das schreibt sich so leicht, für immer und ewig, und rührt doch an ein Sperriges, das man die Seele nennt. Es ist ein sparsam zu gebrauchendes Wort, das die junge Margret nie in den Mund nahm, und obwohl ich weiß, daß ich ihnen allen nicht genügen kann mit dieser Geschichte, der Seele, der Mutter, der Margret, gehorche ich und schreibe. Meine Anmaßung bildet ein Kreiskreuz aus Eisenspänen, als würde ich vom Loch angezogen, als wollte ich das Abwesende wieder holen oder, je nach Betonung, *wiederholen*. Wie Margret habe ich, Ungenannte, Erzählerin, eine Abtreibung über mich ergehen lassen, eine freie Entscheidung, aber keine richtige, denn die gibt es nicht. Tatsächlich enthielt ihre wie meine Entscheidung nur diese eine Gewißheit, daß wir es nie würden wissen können. Ob es ein Junge oder ein Mädchen oder ein Fehler war.

Margret hat sich leichter getan, stelle ich mir vor, denn sie war katholisch und pragmatisch, sie begehrte auf – und sie wußte nicht, was sie tat, denn sie hatte noch nicht geboren. So konnte sie sich gegen die Kirche entscheiden – und nicht gegen das Leben. Ihre Abtreibung war nicht nur Notwehr, sondern mehr noch Akt des Protests. Ein Aufstand gegen Münster und Gott, etwas Höheres, eine Selbstbehauptung, an der sie wuchs.

Ihre Eltern erfuhren damals nichts. Margret konfrontierte den Vater auf andere Art. Kurz nach dem Abbruch, es war Weihnachten, fuhr sie auf Besuch nach Hause – und ließ den Verlobungsring am Finger. Vergessen, behauptet meine Mutter, und ich denke mir, daß Margret noch blutete und hart im Nehmen war. Der kleine goldene Ring löste eine Kettenreaktion aus, seine klitzeleichte Berührung brachte alles zum Fallen, und am Ende der Kette stand meine Mutter und fand ihre Niederlage. Mein Opa hieß Karl, und selbst wenn er nicht in Wirklichkeit so hieß, paßt dieser Name wunderbar zu einem Vater meiner Mutter, beinahe so gut wie Fritz auf ihren ersten Freund. Karl duldet nicht, daß seine Tochter sich ohne ihn verlobte. So war das damals. Verlobung war eine ähnlich große Sache wie Hochzeit oder Beerdigung. Man verlobte sich nicht einfach so mit irgendeinem Fritz. So wurde der kleine Ring zum großen Vergehen und brachte eine Anrühigkeit ins saubere Münster, die Karl ausmerzen mußte. Wenn Margret nicht augenblicklich die Verlobung löste, drohte er, sähe sie keinen Pfennig mehr von ihm und könnte sich als ausgestoßen betrachten. Margrets Widerworte verursachten neues Toben des Vaters und tränenvolle Beschwichtigungsversuche der Mutter, die erst nachließen, als meine Mutter sich beugte. Margret gab klein bei.

Eine überraschende Fügung, finde ich. Ohne Geld konnte ich nicht studieren, rechtfertigt sich meine Mutter.

Nun wurden hektische Telefonate geführt von Münster nach Dortmund. Die Eltern von Fritz und Margrets Eltern trafen sich auf halber Strecke an einem Autobahnrastplatz. Die konspirative

Begegnung verlief zufriedenstellend. Man vereinbarte, daß Fritz in Innsbruck bliebe, während Margret nach Münster übersiedelte – eine Strafe, die sie tapfer auf sich nahm. Sobald Karls Wut verbracht war, änderte sie ihre Lage. Margrets nächste Station wurde München, und dort sollte sie dann meinen Vater kennenlernen. Doch vorher vertilgte sie die Geschichte auf ihre Art. Sie nahm sich ein Boot, fuhr damit ganz allein auf die Mitte des Ammersees und versenkte den Verlobungsring, den sofort ein Fisch schluckte, der sich in einem Haken verfang. Die Anglerin köpfte, entschluppte, salzte und briet ihn in feinem Öl. Als sie den Fisch zu verspeisen begann, verschluckte sie sich nicht, weil sie wegen der Gräten sorgsam vorne im Mund kaute. Ihre Zunge erspürte das Gold. Jahrzehnte später legte sie den Ring auf den Teller meiner Mutter. Ein Staunen. Ein Raunen. *Erzähl!* Sie drehten und wendeten den Fund, der immer noch anrühlich war; als sie ihn gesäubert hatten, ließ sich die Gravur entziffern: »In Liebe – Fritz & Margret«.

Eine schöne Geschichte, findet meine Mutter, aber meine Rache hat besser geschmeckt. Was hast du getan? Ich habe es noch mal getan – in aller Öffentlichkeit, erzählt sie. Da gab es mich schon, das war in den 70ern. Meine Mutter beteiligte sich an einer Kampagne gegen den Paragraphen 218, indem sie, im Verbund mit vielen, einer Illustrierten ihr Bekenntnis zur Verfügung stellte. Auf dem Titelblatt. Lauter ging es nicht.

Lauter Leerstellen. Lauter Eisenspäne, magnetisch angezogen wie der Fisch vom Köder. Wie meine Buchstaben von den leisen Geschichten, an denen man sich nicht verschlucken oder nach Schuld fragen oder an Karl denken darf, der nie ein Wort darüber verlor, und auch nicht an Fritz, der sich erschrak, als er das las, ICH HABE ABGETRIEBEN, schlucken mußte wie ich, Schwester seines ungeborenen Sohnes, denn ich war der Fisch, bevor ich zur Anglerin wurde und als Erzählerin Schuppen streue. Den Ring werfe ich zurück in ein anderes Wasser, er soll Kreise bilden.



SAID ANRUFUNG IM DÄMMERLICHT

Am nächsten Hof läuft ein Hund heran und kläfft.

Er hat mich nie angebellt, und ich komme jeden Tag um diese Stunde vorbei.

Dann höre ich meinen Namen.

Ich schaue mich um und sehe niemanden.

Einige Schritte später höre ich den Ruf wieder.

Diesmal drehe ich mich nicht einmal um und setze meinen Weg fort, bis ich meine Bank erreiche.

Hier setze ich mich hin, lege das Kinn auf den Stock, schaue hinunter und spreche mit den Ameisen.

Sie gehen auf der Erde umher und antworten nicht.

Nachdem ich zu Ende gesprochen habe, stehe ich auf und verlasse die Bank.

Bis ich an die Zwergzypresse komme, die dort steht und atmet.

Wir kennen uns länger, täglich grüße ich den Baum aus Ehrfurcht vor seinem Wirken.

Von ihm weiß ich, daß er jede Reise meidet.

Auch ich will nicht mehr reisen und werde dennoch niemanden um Aufschub bitten.

Jetzt erreicht mein Blick eine Rose.

Sie ruht.

Die Rose denkt nicht daran, meine Unruhe aufzunehmen.

Mein Geheimnis liegt vielleicht in einem Tal vergraben, unter dem Gras und den Veilchen.

Jetzt entziffere ich meine Angst vor der Dämmerung:

Das diffuse Licht verletzt jeden, der das Bestimmte verläßt und das Andere sucht.

Ich drehe mich um, schaue hinab und überrasche das Haus im Tal voller Licht.

Doch ich weiß, nicht das Licht, sondern sein Schatten bestimmt den Weg.

Mit langsamen Schritten kehre ich zu meiner Bank zurück und setze mich hin.

Meinen Stock werfe ich über die Schulter ins Gehölz.

Ich lockere die Krawatte und lege die Hände in den Schoß.



MIGUEL PEROMINGO UND TROTZDEM BLEIBT DER DUFT

Seine Lieblingsnichte tanzt wie der Wahrhaftige. Sie schwingt Ihre Hüften im Brautkleid und lacht jeden an, als gäbe es keine Sorgen. Wie schön. Basilio schaut zum Bräutigam, der mit ernster Miene am Rand der Tanzfläche steht und seinem Gesprächspartner wissend zunickt. Tanzen scheint dem Frischvermählten jetzt schon nicht zu gefallen. Was für eine Verschwendung, denkt Basilio. In seinem Alter hatte er an Wochenenden die Lokale in Madrids Süden unsicher gemacht. Vom Krieg wollte damals keiner mehr etwas wissen. Die Sonne schien nicht für Jammerlappen. In seinem Barrio wurde auf der Straße gesungen. Manchmal die ganze Nacht. Er konnte sich noch gut an das Gefühl erinnern, wenn er im Kino saß und der Klavierspieler irritiert hinter sich schaute, weil man die Stimmen der Freizeit-Tenöre vor dem Theater hören konnte. Der Film spielte dann umso lauter. Und wenn es nach der Vorstellung draußen noch hell war, lauschte man der halben Arie, während sich die Augen an das Licht der untergehenden Sonne gewöhnten. Mit seinem Hut und seinem Stock wurde Basilio überall eingelassen, auch ohne Begleitung. Zigaretten mußte er so gut wie nie selber bezahlen damals. Seine Frau Puri hatte er so kennengelernt. Sie hatte ihn erst gerügt: »Du stiehlest mir soviel Tabak, du Schuft!«, hatte sie gesagt und war dann in seinen Armen geschmolzen, gleich beim ersten Tanz.

Jetzt sitzt sie im Rollstuhl neben ihm. Bald wird sie nach Hause wollen. Das Hochzeitslamm und das halbe Glas Wein werden sie die ganze Nacht auf Trab halten – und ihn auch.

»Hol mir Wasser«, krächzt sie. Eine fast volle Flasche steht vor ihr auf dem Tisch. Wenn sie die Mühe aufbrächte, ihren gesunden Arm auszustrecken, würde sie sich das Glas selber einschenken können. Basilio zwinkert seiner Schwester zu, während er mit zittriger Hand das Glas auffüllt. Die Schwester wiegt den Kopf, als wolle sie bestätigen, er könne froh sein, daß Puri heute überhaupt aufgestanden sei. Am Donnerstag sah es noch so aus, als würde keiner von beiden auf die Hochzeit kommen.

»Ich hätte den Fisch essen sollen«, sagt Puri. Ihr Kiefer scheint das imaginäre, unverdauliche Fleisch zu mahlen wie ein greiser Wiederkäuer.

»Jetzt hast du aber nun mal das Lamm gegessen«, erwidert er, »trink dein Wasser, das verdünnt alles.«

»Der andere Basi ist viel netter. Versteht mich besser«, sagt Puri in

die Pause zwischen zwei Liedern. Der Plattenaufleger ist ein Trottel, denkt Basilio. Zu seiner Zeit gab es keine Pausen zwischen den Liedern. Die Abende waren damals ein Zuckerguß. Die Tänze süß und klebrig.

»Welcher andere Basi denn, Puri? Schau mal! Deiner hier ist doch einmalig«, sagt Basilios Schwester. Ihr Blumenkleid wirkt so gestärkt, als müßte es niemals wieder gebügelt werden.

»Nein, nein!«, beharrt Puri, »es gibt zwei davon. Diesen hier und dann noch einen anderen, netteren. Und er ist größer, mit langen Haaren.« Basilio und seine Schwester prusten in das Trommeln der Dorfkapelle, die gerade die Bühne betreten hat.

»Ich möchte nach Hause«, kreischt Puri ungehört. Basilio neigt sein Ohr an ihren Mund, während die Braut ans Mikro tritt und die Hochzeitsgäste zu klatschen beginnen.

Drei männliche Hochzeitsgäste, darunter sogar der verlorene Cousin aus Frankreich, der sich jahrelang nicht hat blicken lassen, zeren an Puris Rollstuhl und versuchen sie ins Auto zu setzen. Basilio schaut resigniert in den Himmel, der sich langsam hellrot färbt. Die Farbe erinnert ihn an eine seiner Lieblingsseifen. Sie ist wie eine Rose geformt, am Rand leider etwas gesplittert, nachdem sie ihm bei seiner letzten Ausstellung in der Pförtnerloge aus der Hand gerutscht und auf den Steinboden geknallt war.

Puri hat die Augen schon halb geschlossen, als er losfährt. Der kurze Moment der Ungewißheit, ob das Auto wirklich anspringen wird, ist durch die drei Gläser Wein, die er auf der Feier getrunken hat, angenehm gedämpft. »Fahr schnell!«, sagt sie durch den Nebel ihres nahenden Tiefschlafes, »ich möchte bald ins Bett gehen.« Basilio verkneift sich die Antwort und tritt aufs Gaspedal. Die kastilische Hochebene ist zu dieser Jahreszeit selbst am Abend noch heiß. Die Klimaanlage funktioniert nur, wenn sie will, und der Fahrtwind, der durch die offenen Fenster weht, scheint sich nicht entscheiden zu können, ob er die Fahrgäste streicheln oder ohrfeigen möchte.

Basilio hat vor einigen Jahren mit dem Sammeln der Seifen begonnen. Seine Lieblingsnichte arbeitet für eine dieser großen Kosmetikfirmen, bei denen man beraten wird. Seine Nichte ist so eine Beraterin und schlägt vor, welcher Duft oder welcher Lippenstift gut zu einem paßt, und dann wird der im Katalog oder im Computer bestellt. Oder umgekehrt? So ganz versteht er nicht, wie das vor sich geht, aber er weiß, daß sie eine Menge sehr schöner Seifen besorgen kann. Er weiß auch nicht genau, warum ihm das gefällt. Er ist sicherlich nicht weibisch, obwohl er sich immer reinlich hält. Im Krieg und danach, als es gar keine Seife gab, hat er sich gründlich gewaschen und jetzt auch. Mit Puri klappt das nicht mehr so gut, aber solange er über sich selbst entscheiden kann, wird er so sauber sein wie ein Pfirsich am Morgen. Weibisch ist er wirklich nicht. Wie viele Faustkämpfe hat er gewonnen? Und wie oft ist er früher vom Pferd gefallen und sofort wieder aufgestanden? Keiner seiner Stadtfreunde konnte die Sense so bewegen wie er oder hielt bei der Traubenernte solange durch, bevor die Tränen kamen. Ha! Noch bis vor zwanzig Jahren stampfte er zur Lese am Tag Trauben im Zuber und zeigte abends auf dem Dorfplatz den Jungen, wie man in Madrid früher getanzt hatte.

Puri schnarcht. Er rückt ihr mit einer Hand die Decke zurecht. Sie friert selbst bei warmem Wetter. Bei seiner letzten Ausstellung hat er zum ersten Mal über hundert Seifen gezählt. Normalerweise verstaubt er die Seifen in verschiedenen Schränken. In den obersten Regalen meist, wo Puri nicht mehr hinlangt und sie so nie finden

wird. Einen ganzen Schrank nur für seine Sammlung kann er nicht verwenden. Dafür ist alles zu vollgestopft mit der Kleidung toter Familienmitglieder, an die Puri eine Erinnerung behalten will. Alte Hemden, Hosen und Kleider liegen nutzlos in den Regalen und sitzen auf den Kleiderbügeln wie griesgrämige Geißböcke. Die Seifen duften wundervoll. Wenn Basilio die Schränke öffnet, lächelte er, denn er weiß, Puri wird sie nie riechen können. Sie hat ihren Geruchssinn verloren, damit sie sich selbst nicht mehr riechen muß, denkt er. Dieser Duft ist somit ganz für ihn allein. Sein Geheimnis holt er dann aus den Schränken, wenn Puri schläft. Er legt alle Seifen in der ehemaligen Pförtnerwohnung unter der Eingangstreppe auf einer weißen Decke aus, die er vorher extra dafür wäscht und die blitzblank auf dem ehemaligen Eßtisch der Portiersfamilie liegt. Er teilt die Seifen in drei Gruppen ein wie ein Museumsdirektor, der eine Ausstellung für empfindliche Nasen plant. Die erste Gruppe ist den Seifen gewidmet, die besonders stark riechen. Moschus duftet neben Hyazinthen, Mandeln neben Mimosen, und der Duft der Bergamotte scheint an manchen Tagen alles andere zu überdecken. Die zweite Gruppe umfaßt die durchsichtigen Seifen, etwa aus Orange oder Minze. Sie schimmern im Licht, als könnten sie nur so existieren. Manchmal möchte Basilio in sie reinbeißen wie in einen saftigen Apfel, so lecker scheinen sie ihm. Die letzte Gruppe sind Kinderseifen: Piratengesichter, Feuerwehrgagen und Szenen aus Tausend und einer Nacht mit vielen Details, die er nicht mehr gut sehen kann. Er stellt sich vor, wie seine Enkelkinder ihm beschreiben, der Sultan mache seinem Haremsliebbling schöne Augen oder die Räuber würden mit Säbeln in Schach gehalten. Er ließe seine Enkel auch mit den bunten, nach Erdbeeren riechenden Autos über seinen Küchenboden fahren, wenn er nicht so besorgt wäre, daß die Seifen Schaden nähmen.

Warum wachsen auf der Straße Pinien? denkt Basilio jetzt. Ein helles Licht durchflutet seinen Kopf. *Das hier ist keine Straße. Ich bin abgekommen. Jesus Santo! Zurück.* Er reißt das Steuer nach links. Das Auto rüttelt und ächzt. *Verdammt.* Geräusche von Sand und Erde werden lauter. Dann dreht sich die Welt. Einmal. Oder zweimal? Wievielmals? Oben und unten tauschen die Plätze. Ein Klirren. *Puri.* Stille.

Ein bißchen fühlt Basilio sich so, als würde er an einem Sonntag in jungen Jahren aufwachen: Dieses wohlige Wissen, daß er noch liegenbleiben kann und den Luxus spüren, sich nicht zwischen Sein und Nichtsein entscheiden zu müssen. Doch da ist etwas anderes, das ihn für den Moment den Schmerz seiner gebrochenen Knochen und seines Alters vergessen läßt. Es ist der Duft von Seife und das Gesicht von Puri. Es sieht anders aus als sonst. Er blinzelt und schaut sie genauer an. Wahrhaftig anders: Sie lächelt.

»Das ist besser als Riechsalz«, sagt seine Lieblingsnichte, »willkommen zurück, Onkel Basi. Beweg dich nicht. Es ist alles in Ordnung. Alle leben noch, und ich bin endlich verheiratet.« Puri kichert jetzt sogar. Er will fragen, was passiert ist, da spürt er etwas auf seiner Brust. Er schaut an sich herunter. Auf seiner Decke liegt ein Tablett mit Seifen, seinen Seifen. Er erkennt die verschnörkelte Oberfläche der Perlenseife und das Blau der kleinen runden, die nach dem Mond benannt ist. Es riecht nach Rosen. »Wir haben dir was zum Spielen mitgebracht«, zwinkert seine Lieblingsnichte ihm zu. Und Puri meinte, du würdest bestimmt schneller aufwachen, wenn wir dir deine Lieblinge unter die Nase halten.« Basilio senkt seinen Kopf langsam auf das Kissen. Er ist wahnsinnig müde.

Trotzdem dreht er sich zu der Frau, die ihm seit über sechzig Jahren jeden Abend die Hand drückt. So auch jetzt. »Du bist der netteste Basi«, flüstert sie und unter der Bettdecke schließen sich seine Finger um ihre.



FRIEDRICH BASTIAN EIN KURZER ABSTECHER

Auf den ersten Blick wirkt die Einrichtung unverändert. Holzvertäfelung, dicke Vorhänge, durch die kaum Tageslicht dringt, und karierte Tischdecken, auf denen schwere Aschenbecher und ein Stapel Untersetzer stehen. Die groben, soliden Holztische sind noch dieselben, ebenso die Stühle. Nur die Wände sehen anders aus. Es hängen weniger Hirschgeweihe daran als früher. Dafür gibt es Nummernschilder aus den USA und Kanada sowie zwei Flachbildfernseher, für die sich niemand interessiert. Der alte Meier sitzt in einer Skatrunde. Drei krumme Rücken, die Karten dicht vor den faltigen Augen.

Paul geht an ihnen vorbei und kommt an meinen Tisch. Sein Gesicht hat sich kaum verändert. Die Sommersprossen sind blasser und die Augen kleiner geworden, aber er sieht noch so aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Er ist überraschend muskulös, seine Schultern sind breit, und der Bizeps spannt das kurzärmelige Hemd. Stark und selbstbewußt wirkt er. Nicht mehr wie der dünne und hilflose Junge, den man leicht herumschubsen und in den Hintern treten konnte, der sich niemals wehrte.

»Was darf es sein?«, fragt er und scheint mich nicht zu erkennen. Wir blicken uns für einen Moment direkt in die Augen und warten. Eine zweifelhafte Ruhe liegt in der Luft. Paul schaut freundlich und will, daß ich etwas bei ihm bestelle, und ich will wiedererkannt werden. Doch nichts geschieht. Paul zeigt keine Regung, keine Überraschung. Er hat keine Ahnung, weiß nicht, wer ich bin, oder gibt vor, es nicht zu wissen. Er will nur hören, was ich trinken will.

»Ein großes Pils«, sage ich.

»Kommt sofort.« Mit einem Lächeln und Nicken nimmt er routiniert die Bestellung auf, als wäre ich nur ein beliebiger Kunde, und läßt mich an meinem Tisch zurück.

Ich hole mein Telefon hervor und mache ein Foto von mir. Natürlich sehe ich anders aus, nicht mehr wie der Junge, der ich damals war, als Paul mich das letzte Mal gesehen hat. Aber ich bin immer noch derselbe. Es sollte nicht schwerfallen mich zu erkennen. Dreitagebart und ein paar leichte Falten, die das Alter mit sich bringt, aber eigentlich hat sich nichts verändert.

Auf dem alten Klassenfoto, das ich vor kurzem gefunden und digitalisiert habe, schaue ich in das Gesicht eines sehr jungen Paul. Auf Anhieb erkenne ich ihn. Das ist derselbe Paul, der jetzt mein Bier zapfen geht. Nur der Körper ist größer und stärker geworden. Dieselbe Person. Dasselbe Gesicht. Nur die Proportionen haben sich verändert. Paul steht auf dem Klassenfoto ganz am Rand, am Ende der letzten Reihe. Ich stehe vorne in der Mitte, meine besten Freunde Michi und Benni neben mir. Wir lachen in die Kamera. »Pickel Paul« haben wir ihn früher genannt und so getan, als wären seine Sommersprossen eine ansteckende Krankheit oder besonders eklige, rote Pickel, die wachsen und aufplatzen könnten, wenn er sich aufregen würde. Deshalb seine Zurückhaltung. Er wollte sich nicht raufen, weil er Angst hatte, sein Gesicht würde auseinander-

brechen.

Ist er noch immer sauer auf mich, weil wir uns damals über ihn lustig machten, und gibt deshalb vor, mich nicht zu erkennen? Das wäre zu albern. Die Schulzeit ist graue Vergangenheit. Den Großteil der Dinge, die damals geschahen, haben wir alle schon vergessen. All das ist nicht mehr wichtig. Wir sind nicht mehr die Kinder aus dieser Zeit, wir sind erwachsene Männer. Paul führt jetzt die Gaststätte seines Vaters, hat wahrscheinlich Frau und Kinder. Andererseits ist nicht zu viel Zeit vergangen. In Pauls Gesicht habe ich die altbekannten, weinerlichen Augen wiedergefunden. Vielleicht steckt in ihm noch der Junge von damals, auch wenn er jetzt dicke Oberarme hat und hier der Chef ist. Ich schaue hinüber zur Bar und will sehen, was er macht. Wenn er wirklich noch böse auf mich ist, könnte er in mein Bier spucken oder Schlimmeres.

An der Theke sitzen zwei Männer, deren breite Rücken mir die Sicht auf die Zapfanlage versperren. Paul sagt etwas zu ihnen, sie lachen. Mein großes Pils ist nicht zu sehen, es muß zwischen ihnen stehen. Die beiden werden Stammgäste oder Freunde von Paul sein. Sie stehen auf seiner Seite, wenn es um späte Rache geht, das ist klar. Wenn er sich einen Spaß mit mir erlauben will, werden sie nicht einschreiten und ihn davon abhalten. Sie würden ihn unterstützen, würden vielleicht auch in mein Bier spucken. Ich möchte ihre Gesichter sehen, aber sie drehen sich nicht um, zeigen mir nur ihre Rücken, ihre kanadischen Holzfällerhemden und billigen, neonfarbenen Basecaps, unter denen ihre Haare hervorquellen.

Damals habe ich viel mit Michi und Benni gelacht. Viel über unsere Klassenkameraden. Wir haben sie auch manchmal gehänselt, aber böse waren wir nicht.

»Bitte schön.« Paul stellt das große Pils auf einen Untersetzer.

»Danke, Paul.«

Er dreht sich um und geht zurück zum Tresen, als wäre nichts gewesen, als hätte ich nicht soeben seinen Namen genannt und mich deutlich zu erkennen gegeben, als hätte ich ihn früher nicht »Pickel Paul« genannt. Vielleicht hätte ich »Danke, Pickel Paul« sagen sollen, damit er mich nicht ignoriert.

Ganz sicher hat er in mein Bier gespuckt, eventuell auch die beiden Möchtegern-Trucker. Wie bin ich nur auf die Idee gekommen, hier vorbeizuschauen? Ich werfe ein paar Münzen auf den Tisch und verschwinde so schnell wie möglich.



ORLA WOLF INSTALLATION, WALDIG

Dieser Wald ist eine Installation. Jeder weiß das. Jeder, der ihn aufsucht, weiß, daß er eine Installation ist. Und geht von einem Wald aus. Einem installierten. Aber es ist kein Wald. Sondern ein Aufenthaltsort. Es gibt hier Bäume. Nadelig. Und laubig. Moos. Und Farn. Rehe. Einen Specht. Und ein paar Eulen. Man sieht einen Hochsitz. Am Rande der Lichtung. Und einen Unterstand. Aber es ist kein Wald. Es ist ein Aufenthaltsort. Ich sage das deshalb, weil in ihm keine Bewegungen stattfinden. Vielmehr noch: Sie sind gar nicht möglich. Die Waldwege holen sich fortwährend selbst ein. So bleibt alles auf seinem Platz. Und an seinem Platz. Alles ist an Ort und Stelle. Im Wald. Die Statik dieses Ortes ist sein Alleinstellungsmerkmal. Nur daß der Wald damit nicht arbeiten kann. Weil sich die Statik nicht zeigt. Nie. Und niemandem. Die Menschen verlassen diesen Ort mit dem Gefühl und der Gewißheit, ihn durchwan-

dert zu haben. Sie sind den Rundweg gelaufen. Haben die Schlucht passiert. Den See betrachtet. Und am Parkplatz ein Eis gegessen. Es verhält sich jedoch so, daß sie am Ende ihres Ausflugs in ihren Autos sitzen, ohne auch nur einen Schritt gegangen zu sein. Der Ort ruht. Die Installation begegnet dem mit Gleichmut. Sie hat kein Verhältnis dazu. Die Verhältnisse liegen woanders. Sie liegen versteckt. Vor sich selbst. Irgendwo. In der Installation.



TORSTEN SCHÄFER GESCHICHTEN UM EMIL

Es war ein Mittag am Mien-See in *Småland*, diesem fast kreisrunden Gewässer, das aus einem Kometeneinschlag hervorgegangen ist. Ich sah das Schild im Augenwinkel, im letzten Moment: Angelführer mit Boot, bitte anrufen, jederzeit. Meine Versuche, in eigentlich besten, aber dafür umso größeren Gewässern vom Ufer aus erfolglos die fischereilichen Schätze zu heben, sind ungezählt. Also notierte ich die Nummer auf dem Plastikschild, das auf einer Scheune am Straßenrand klebte. Und rief an. Nicht die dunkle Stimme eines alten Wildnismenschen war zu hören, sondern ein junges Füsteln, fast zart und in jedem Fall scheu.

Ja, morgen um 6.30 bis 9.00 Uhr. Dann müsse er wieder arbeiten im Elchpark, wo er an der Kasse säße jetzt in den Ferien. Kurze Sätze, nicht viel Aufhebens. Kaum hörbar. Das war Emil. Er war mein Führer über den großen See am nächsten Morgen. Und er war ein Mensch, den ich mit einer Landschaft habe verschmelzen sehen.

Der Mien war sein See, der seines Vaters und Großvaters. Sie waren Berufsfischer, jetzt gab es keine mehr dort. Nur Angler, oft Deutsche, die Schwierigkeiten mit dem eigenartigen Gewässer hatten, seinen plötzlichen Untiefen, steil emporragenden Unteewasserbergen, den schlecht zu findenden Kanten und Abbrüchen, den kleinen Inseln und ihren unterseeischen Bedeutungen.

Emil kannte sie alle, und er zeigte gerne, daß alles seins war. Schlaksig, 19 Jahre alt, Baseballkappe nach hinten, Kippe im Mundwinkel, wehende Haarsträhnen, die Hand lässig am Außenborder und bei voll aufgedrehter Maschine noch eine Geschichte über den Miensee herauskramen, die Pausen abwarten, in denen der Zuhörer in die Weite sieht, harte, leise Sätze, abrupte Enden – so habe ich ihn in Erinnerung. Ein Stück berechnend, dann wieder unschuldig, fast immer cool. Durchaus gespielt, aber auch dieses Spiel war cool. Ebenso seine Überheblichkeit.

Drei Frauen habe er gerade, da sei noch die Jagd, erzählte er, um dann alle geschossenen Elche, Füchse und Hirsche hintereinander aufzuzählen. Als endlich, in letzter Minute, noch ein Zufallshecht im gleißenden Mittagslicht meinen Spinner schnappte, zog Emil im Boot nur die Brauen hoch: »Halber Meter, das nehmen wir als Köderfische für die Großen.« Der Mien hat große Hechte, aber keine Krokodile. Emil war es egal, solange er Stoff hatte, mit dem er die Landschaft und ihr Wesen weiter ausmalen konnte.

Für ihn war der See auch eine unterirdische Welt, die er ertauchte: Auf der Jagd nach abgerissenen Ködern, verlorenen Messern, um die Fische zu sehen, die er fing und fangen ließ. Jede Landzunge und jeder Barschberg, sie hatten Namen, die zu Emils innerer Landschaft ebenso gehörten wie die kleinen Felseninseln, die manchmal aus dem Nichts der Nebelwände auftauchten, die wir mit dem Boot auf der Suche nach den Scharkanten immer wieder durchschnitten.

Auf den größeren Inseln stieg Mischwald an, die kleineren mußten mit nacktem Fels und ein paar Birken auskommen. »Manchmal ziehe ich mich dorthin zurück.« – Warum? – »Kein Grund. Zum Nachdenken. I don't know.« Er hatte Geschichten, aber keine großen Worte. Stattdessen dieser verschlagene Blick, der zuerst so fern von tiefer Naturliebe schien. Sein Verhältnis zum See war dagegen genau das, tiefe Liebe.

Er fuhr plötzlich an die steile Felswand einer Insel mitten im Mien heran und erzählte, wie er und seine Schwester hier früher Verstecken spielten, während der Vater die Netze ausbrachte. Seine Schwester war dann eine dieser Wände hinabgestürzt, sie fanden sie rechtzeitig. Er sprach von nächtlichen Fahrten über das Wasser. Gewitter. Kilometerweiter Einsamkeit, die er als Einzelgänger suchte.

Emil sah auf die ausländischen Angler herab, die er über den See fuhr. »Weil Ihr auch die Kleinen mitnehmt.« Er sprach nicht vom gesetzlichen Mindestmaß, sondern von seinem eigenen. »Ein Meter, darunter setzen wir alles zurück – es sind meine Fische.« Er war forsch, fabulierte in aller Unhörbarkeit, räsionierte, schwieg dann wieder und sah in die Ferne. Er war andächtig und machte dann wieder seine markige Seeshow mit allerlei Wildnisgeschichten. Aber an ihnen war alles Entscheidende real, es war zu fühlen. Geschehene Erlebnisse, vorgetragen als Show, für den Touristen, ihn selbst, die Kumpels im Dorf, die Mädchen am Ufer, für wen auch immer. Daran dachte er nicht. Er wollte in der Welt der Geschichten, zu der auch Smaland gehört, nur sein Revier markieren, ohne Zielgruppe im Sinn.

Weitergehen sollte es für Emil nach dem Job an der Kasse des kleinsten schwedischen Elchparks – »gerade haben wir einen« – in Australien. Oder Neuseeland. Eine dieser verheißungsvollen Ecken seiner Generation. Klettern vielleicht, rumhängen, feiern. Wieder dachte ich da, daß es fast keine Europäer unter dreißig gab, die noch nicht down under waren. Zum Glück war ich über dreißig und deshalb in der Minderheit, was mir meistens sympathischer ist.

Emil würde seinen See verlassen. Einen Moment lang verlor ich mich in uferloser Romantik und war traurig deswegen. Ich hatte ihn bereits als Figur in meine Naturideale einsortiert, hatte ihm eine Rolle zugeordnet. Aber ich wachte auf. Dachte, als er mich mit den Barschen wieder in der Schilfbucht abgesetzt hatte und als immer kleiner werdende Silhouette zwischen den Inseln verschwand, daß er auch anders über seinen See gesprochen hatte. Nicht nur über die Stille, das Lilagrau der Morgennebel, die Grundwasserquellen an den tiefsten Stellen, das Meteoritengestein, das die Menschen hier sammelten. Er sprach auch über die überfischten Bestände, den bedrohten Saibling, den es nur hier gab, sterbende Berufe. Und über die Einsamkeit einer schwedischen Waldjugend. »Was sollen wir hier schon machen?« Augenzusammenziehen, Motor rumreißen, Blick zu den Inseln, nächste Stelle suchen.



HERMANN DUROS ZWEI GESCHICHTEN

Der Indianerfluch

Wie der Schriftsteller Marhold nach einigen Kurzgeschichten, von denen keine auf große Resonanz gestoßen war, ja die in der Mehrzahl regelrecht schlecht genannt werden müssen, einen solch epo-

chalen Roman hatte schreiben können, blieb lange Zeit ein Rätsel. Die Kritik spekulierte über einen faustischen Pakt, den der Autor offenbar geschlossen habe. Eine schnell wachsende Leserschaft hingegen vermutete ganz praktisch den Besuch einer Schreibwerkstatt und belegte ihrerseits Kurse.

Die Fachwelt wie auch das Publikum irrten sich. Erst aus einem Interview, das ein Journalist mit dem Schriftsteller führte, erfuhr die Öffentlichkeit die Wahrheit. Marhold war der Text auf einem Gipfel der bayrischen Voralpen in die Hände gefallen, was, wie ihm damals sofort bewußt geworden sei, leider niemand glauben würde.

Für eine Reportage über Marhold machte sich der Journalist einige Wochen später zu diesem Berg auf. Oben wurde er natürlich in keiner Weise fündig, stattdessen verstauchte er sich beim Abstieg den Knöchel und mußte mit einem Hubschrauber der Bergwacht gerettet werden. In deutlich unterkühltem Zustand brachte man ihn in ein nahes Krankenhaus.

Dort teilte er sein Zimmer mit einem ehemaligen Angehörigen der amerikanischen Streitkräfte. Asahavi Parker hatte indianische Wurzeln und redete in der Nacht nach seiner Blinddarmoperation in einer unverständlichen Sprache. Der Vertreter der Presse bewies noch im Dämmerndes beruflisches Gespür und schaltete sein Aufnahmegerät ein, das er auf die Wanderung mitgenommen hatte. Am nächsten Morgen wollte der seltsame Patient indes von alledem nichts wissen und bat um seine Verlegung.

Wie sich in den kommenden Tagen ergab, war der Journalist in jener Nacht Zeuge eines alten Indianerfluchs geworden. Dieser bezog sich, das bestätigten schwierige Recherchen, auf die Vereinigten Staaten von Amerika. Wohl aus Rache für die Unterwerfung der Ureinwohner belegte er die Nation mit unstillbarer Gewaltlust und hartnäckigem Argwohn.

Der Journalist nahm diese Entdeckung zum Anlaß für eine neue Story und wollte sich dazu in dem Land ein eigenes Bild machen. Aus unerfindlichen Gründen hinderten ihn die Behörden aber an der Einreise. Obwohl er empört protestierte, blieb ihm nichts übrig, als postwendend den Rückflug anzutreten. Noch am Flughafenkiosk in New York entdeckte er auf einem Büchertisch den Marhold-Roman. Er war inzwischen ins Englische übersetzt worden und stand selbst hier auf der Bestenliste.

Vorführeffekt

Für einen Filmvorführer konnte alles zur Falle werden. Und die Anekdoten altgedienter Kollegen stimmten nicht gerade zuversichtlich, daß er, die studentische Aushilfe, der neue »Stausi«, auch nur um die peinlichsten Situationen herumkommen würde.

Einmal sprang ihm dann – der Film lief bereits eine Stunde – die große Rolle vom Projektor. Es tat einen Schlag, als habe sich das jüngste Gericht zusammengefunden. Bis in die vorderen Sitzreihen zitterte der Boden. Aufgeschreckte Zuschauer wurden Zeuge, wie auf der Leinwand das Bild nach rechts kippte, wie darauf für einen Augenblick die Tonspur zu sehen war, dann die seitliche Perforation des Filmstreifens, und wie es schließlich im Saal taghell wurde, weil die Projektorlampe ungehindert auf die Leinwand schien. Unterdessen verteilte sich im Vorführraum der Filmstreifen, wo die Rolle zwischen Filmdosen, Kartons und allerhand Werkzeug eine Schneise der Verwüstung geschlagen hatte. Gegen dieses Chaos war ein schnödes Durchbrennen des Zelluloids nichts, selbst wenn es spektakulär aussah und einen surrealen Verfremdungseffekt auf den laufenden Film hatte.

Manchmal schämte er sich schon, wenn er an der Theke des kleinen Kinos aushelfen mußte. Kam ein trinkfester Zuschauer vorbei

und bestellte eine Flasche Rotwein, dann versuchte er verzweifelt, den Spätburgunder aus der Region nur ja korrekt zu öffnen. Besonders die Dozenten der nahen Universität schätzten nämlich Korkenreste im Glas wenig, wollten sie doch ihre Arthausfilme ungestört genießen. Zumal sie ihren jungen Begleiterinnen während des Films wichtiges Wissen vermitteln mußten, wobei Fremdkörper im Rebensaft hinderlich waren.

Dies zeigte ihm, daß das Terrain auch abseits des Projektorraums unsicher war und daß er nicht nur durch das unsachgemäße Einlegen des Films, die Wahl einer falschformatigen Blende oder eines falschen Ton-Modus in Teufels Küche kam. Um das ganze Medium herum taten sich bei seiner praktischen Durchführung Fallstricke auf, von denen er während der theoretischen Beschäftigung damit nicht ansatzweise etwas geahnt hatte. Wie sollte er zum Beispiel wissen, daß vom Aufspannen der großen Filmleinwand für eine Open-Air-Vorführung eine konkrete körperliche Gefahr ausging. Ein kräftiger Windstoß – und er schleifte durchs feuchte Sommergras, den unteren linken Zipfel der Plane noch fest am Karabiner umklammert. Das früh eingetroffene Publikum freute sich über dieses Vorprogramm und johlte aus hundert Kehlen.

In der kleinen Universitätsstadt und vor allem in deren noch kleinere Kulturzirkel hatte er seit diesem Vorfall seinen zweiten Spitznamen weg: »Rasenmäher-Mann«. Im Anschluß an seine Zwischenprüfung ging er jedoch für ein Semester ins Ausland, und nach seiner Rückkehr wechselte er bald an eine Hochschule in einer anderen Stadt.



RONALD GLOMB MIKROPROSA

Eine Zuggeschichte

Ein Pendler sitzt im Zug zu immer derselben Zeit immer demselben Mann gegenüber, weil sonst kein Sitzplatz frei ist. Nie scheint der Mann die Kleidung zu wechseln. Er trägt stets einen mausgrauen einreihigen Anzug, ein grellblaues Oberhemd mit weiß besticktem Monogramm am Kragen und eine dezent schwarz gepunktete Krawatte auf marineblauem Grund. Der Mann wechselt jeden Tag sein Gesicht. Trägt er heute eine krumme Nase, ist es morgen eine zarte Stupsnase. Hat er heute blaue Augen von der Klarheit eines Alpensees, sieht er morgen mit braunen Augen, feurig wie Kohlenstücke, aus dem Fenster hinaus. Ein gepflegter, eisgrauer Vollbart wechselt mit einem Drei-Tage-Bart, ein mit der Maschine raspelkurz geschnittener Haarschnitt ist schon am nächsten Tag einem Zopf gewichen, der langes Haar scheidelt. Niemals reden sie ein Wort. Und Jahre später fällt dem Pendler ein, in einer anderen Stadt, in einem anderen Job, mit einer anderen Familie, daß der Platz am Fenster immer für ihn frei gelassen worden war. Auch dann, wenn der Zug vollkommen überfüllt gewesen war.

Der Dauerausstellungsbesucher

Ein Mann besucht die Dauerausstellung des Kunstmuseums in der Stadt W. Dort bleibt er lange vor einem großformatigen Ölgemälde stehen. Andere Besucher im Ausstellungsraum gehen hüstelnd, kichernd oder sprachlos vorbei. Diese auf den ersten Blick frappierende und auf dem zweiten gespenstische Ähnlichkeit des Mannes, der das Bild betrachtet, mit dem auf dem Bild Porträtierten, ist den Besuchern nicht entgangen. Sogar der kreisrunde Leberfleck

am Hals scheint identisch. Ganz zu schweigen von dem eleganten Sommeranzug aus Leinen, der farblich passenden, sorgsam geknöpften Weste und der honiggelben Krawatte über dem blütenweißen Oberhemd mit dem gestärkten Kragen. Sogar die stehende Haltung, die hier eingenommen wird, wirkt verblüffend ähnlich. »Das bin ich, das bin ich nicht«, murmelt der Mann und geht gemessenen Schrittes aus dem Bild. Er öffnet ein Paar Flügelfenster und springt hinaus.

Der nahe Robinson

Ein Schwimmer im Meer, den plötzlich seine Kräfte verlassen, etwas, das der durchtrainierte muskulöse Mann bisher nicht konnte, rettet sich mit letzter Kraft auf eine kleine und weitgehend kahle Felseninsel vor der Einfahrt in den Hafen der Fischer und Schwammtaucher. Als der Mann wieder zu Kräften gekommen ist, macht er unverzüglich auf seine mißliche Lage aufmerksam. Er rudert heftig mit den Armen, macht dazu Luftsprünge, um größer zu erscheinen als er ist. Er formt schließlich seine Hände zu einem Trichter und steigert die Rufe um Hilfe bis hin zu einem Brüllen und Kreischen. Was ihn bald sonderbar anmutet, ist der Tatsache geschuldet, daß die Menschen, egal ob sie ihren frischen Fang in den Hafen bringen oder mit Ausflugschiffen und Segelbooten unterwegs sind, ihn vollständig ignorieren, obschon er ganz deutlich ihre fröhlichen und ernsten Gesichter erkennen kann. Nach Wochen und Monaten hat er sich provisorisch eingerichtet auf seiner Insel. Hauptsächlich ernährt er sich von angeschwemmten Resten Fastfood in Plastik- und Styroporverpackungen. Auch knackt er spinnenhafte Krebse, welche die Felsen heimsuchen, er fängt den einen oder anderen Fisch mit einem selbst gefertigten Holzspeer oder plündert die Eier aus einem Seemöwengelege. Es fällt ihm aber zu keiner Stunde ein, den Weg von der Insel zum Strand zurückzuschwimmen. Es bleibt dabei, niemand sieht ihn, niemand vermißt ihn.

Robinsonade mit Schauspielern

Ein Propellerflugzeug stürzt über den riesigen Urwäldern Venezuelas. Es überleben nur drei Passagiere das Unglück: zwei Schauspielerinnen sehr gegensätzlichen Temperaments und ein junger, hungriger Nachwuchsschauspieler. Das Trio wurde für einen Abenteuerfilm in den Filmstudios von Caracas gecastet. Die Aussicht auf Rettung schwindet mit jedem Jahr, welches die Abgestürzten im Dschungel verbringen müssen. Sie leben mittlerweile in zwei Baumhäusern. Nachdem sie die toten Mitreisenden und den Piloten bestattet hatten, bargen sie für das Überleben im Urwald brauchbare Lebensmittel und Utensilien. Sie haben sich mit den Umständen abgefunden und sind auf ihre Art sogar glücklich. Der nun nicht mehr so junge Mann hat von den beiden Frauen Kinder bekommen, mit der Dunkelhaarigen einen Jungen und mit der Blondinen ein Mädchen, beinahe gleichaltrig sind sie. Die Kinder wachsen gleichermaßen behütet und wild heran, sie kommen in die Pubertät, sie verlieben sich ineinander. Eines Tages werden die fünf Einsiedler ebenso überraschend gerettet, wie es sie einst dorthin verschlagen hatte. Zurück in Hollywood trennen sich ihre Wege. Ihre Robinsonade wird verfilmt, viel Geld fließt auch in ihre Kassen. Rollen in der Verfilmung ihrer Leben lehnen sie aber ab. Jeder

versucht sein Leben zu leben und die Strapazen zu vergessen. Es gelingt ihnen nicht. Sie beschließen zusammenzuziehen und suchen lange nach einem gemeinsamen Haus mit riesigem Garten und einem eigenen See. Alles Grün lassen sie gnußvoll verwildern.

Am Traumstrand

Er wartet am feinen Traumstrand einer sehr einsam gelegenen südlichen Insel auf das Erscheinen einer schwarzen Riesenmuschel, so wie es die alten Inselgötter prophezeien. Jahre des Wartens haben seinen Bart eisgrau gefärbt, ein auffälliger Kontrast zum smaragdgrün leuchtenden Wasser. Als die glänzende Riesenmuschel genau an der vorausgesagten Stelle vor seinen Augen erscheint, wartet er geduldig, aber abenteuerlichen Herzens darauf, daß diese sich vor seinen Augen wie eine große Truhe öffnet. Der Mann klettert dann ohne zu zögern in das Innere hinein und schmiegt sich nackt und braungebrannt auf das sanft zuckende Muschelfleisch. Langsam schließt sich die Muschel wie ein Tresor mit kostbarem Inhalt, um irgendwann eine Perle zu gebären von der Größe, die man auch rollen kann.



DIE AUTOREN

Friedrich Bastian (eigentlich Sebastian Riemann) wurde 1981 in Berlin geboren und studierte Ethnologie und Philosophie in Deutschland und Südamerika. Er arbeitet derzeit als Lehrer in einem Sprach- und Kulturinstitut in Mexiko und als Medienbeobachter in Berlin. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. – Der Hamburger Schriftsteller Wolfgang Denkel, Jahrgang 1958, veröffentlichte 2010 den Prosaband »Eines geeigneten Tages« im Grazer Literaturverlag Droschl. – Hermann Duros, Jahrgang 1974, lebt und arbeitet in Baden-Württemberg. Er hat bisher einige Sachtex te veröffentlicht. – Ronald Glomb, 1957 in Bremen geboren und in Potsdam lebend, veröffentlichte 2016 seinen Gedichtband »Ayers Rock«. – Katharina Körting, Jahrgang 1968, lebt in Berlin und schreibt Lyrik und Prosa. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, zuletzt die Geschichte »45 Minuten« in »Konzepte«. – Miguel Peromingo wurde 1969 als Sohn spanischer Eltern geboren, wuchs in Deutschland auf und lebt jetzt in Berlin. Sein Bildungsroman »Fastenzeit« erschien 2014 im Berliner Autumnus Verlag. – SAID wurde 1947 in Teheran geboren und kam 1965 nach Deutschland, wo er Politikwissenschaften studierte. Er hat mehrere Lyrikbände, Kinderbücher und Hörspiele veröffentlicht und erhielt u. a. den Friedrich-Rückert-Preis. – Torsten Schäfer, 1977 in Darmstadt geboren und dort Professor für Journalismus, schreibt Prosastücke und Naturreportagen. 2012 erschien sein Gedichtband »Schmaltert«. – Orla Wolf, Jahrgang 1971, lebt als Autorin und Filmemacherin in Berlin. In der Edition Hammer + Veilchen erschien im vorigen Jahr ihre Prosasammlung »Unter Insekten«.